

PROSPER MÉRIMÉE

DIE VENUS VON ILLE

Nach der Ausgabe:

Prosper Mérimée

Die Venus von Ille

Aus: Prosper Mérimée, Ausgewählte Novellen


Ins Deutsche übertragen von Richard Schaukal

Georg Müller Verlag, München und Leipzig, 1908

ngiyaw eBooks unterliegen den Urheber- (außer für die Teile, die public domain sind) und Lizenzrechten.

Dieses ebook (pdf) darf weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen kostenfrei angeboten.

© 2017 Sporer Peter Michael für *ngiyaw* eBooks. 
Földvári u. 18, H - 5093 Vezeşeny
ngiyaw@gmail.com - <https://www.ngiyaw-ebooks.org>

Erstellt mit Microsoft Word
Gesetzt aus der Gentium Book Basic.

Prosper Mérimée
Die Venus von Ille

DIE VENUS VON ILLE (1837)

*Ιλεὼς ἦν δ' ἔγα', ἔστω δ' ἀνδρίας
καὶ ἥπιος, οὕτως ἀνδρείος ᾦν.*

ΔΟΥΚΙΑΝΟΥ ΦΙΛΟΨΕΥΔΗΣ.

ICH stieg den letzten Hang des Canigou hinab. Obwohl die Sonne bereits untergegangen war, unterschied ich in der Ebene die Häuser der kleinen Stadt Ille, meines Reiseziels.

— Zweifellos wisst Ihr, sagte ich zu dem Katalonier, der mir seit dem Vorabend als Führer diente, wo Herr von Peyrehorade wohnt?

— Das will ich meinen! rief er, ich kenne sein Haus wie mein eigenes, und wenn es nicht so dunkel wäre, würde ich es Euch zeigen. Es ist das schönste von Ille. Ja, Herr von Peyrehorade, der hat Geld; und seinen Sohn verheiratet er noch reicher.

— Und wird diese Heirat bald erfolgen? fragte ich.

— Sehr bald. Es ist möglich, dass die Musikanten für die Feier schon bestellt sind. Vielleicht noch heut abend, morgen, übermorgen, was weiss ich? Geheiratet wird in Puygarrig; der junge Herr wird nämlich das Fräulein von Puygarrig heimführen. Ja, das wird eine schöne Hochzeit sein! Ich war an Herr von Peyrehorade

von meinem Freunde M. von P. empfohlen. Er hatte von ihm als von einem sehr unterrichteten und ausserordentlich entgegenkommenden Altertumsforscher gesprochen. Er werde sich ein Vergnügen daraus machen, mir alle Ruinen zehn Meilen im Umkreise zu zeigen. So durfte ich denn auf ihn als Begleiter bei meinen Besuchen in der Umgebung von Ille zählen, die, wie ich wusste, an Bau-denkmälern aus dem Altertum und dem Mittelalter reich war. Diese Heirat, von der ich jetzt zum erstenmal erfuhr, schien geeignet, meine Pläne in Frage zu stellen.

Ich musste mir sagen, dass ich da recht ungelegen käme.

Aber man erwartete mich. Meine Ankunft war von meinem Freunde bereits angemeldet worden. Ich musste mich wohl oder übel einfinden.

— Wetten wir, Herr, sagte mein Führer, als wir uns schon in der Ebene befanden, wetten wir um eine Zigarre, dass ich erraten kann, was Ihr bei Herr von Peyrehorade zu tun habt?

Ich reichte ihm eine Zigarre. — Das wird wohl nicht gar schwer zu erraten sein. Um diese Stunde und wenn man sechs Meilen Bergwan-

derung im Leib hat, ist das Abendessen das Wichtigste.

— Gut, aber morgen?. . . Zehn gegen eins: Ihr kommt nach Ille, um das Götzenbild zu sehn? Ich habe mir das gleich gedacht, als ich Euch die Heiligen von Serrabona abzeichnen sah.

— Das Götzenbild? Was für ein Götzenbild? Das Wort hatte meine Neugierde rege gemacht.

— Was! Man hätte Euch in Perpignan nicht erzählt, dass Herr von Peyrehorade ein unterirdisches Götzenbild aufgefunden hat?

— Ein unterirdisches? Ihr wollt wohl sagen: ein irdenes, ein Bildwerk aus Thonerde?

— O nein. Aus Kupfer vielmehr, und einen tüchtigen Haufen Geld könnte man daraus münzen! Das Ding hat ein Gewicht wie eine Kirchenglocke. Und tief genug unter einem Olivenbaum haben wir es heraufzuholen gehabt.

— Ah, Ihr seid dabei gewesen, als man es fand?

— Versteht sich. Vierzehn Tage wird es her sein, dass Herr von Peyrehorade uns, Jean Coli nämlich und mir, den Auftrag gab, einen alten Olivenbaum auszugraben, der im vorigen Jahr erfroren war. Ihr wißt ja, wie schlimm das Jahr gewesen ist. Also, wie wir da so graben, tut Jean

Coli, der sich gewaltig ins Zeug legte, einen Hieb mit der Haue, und ich höre bimm . . ., wie wenn er auf eine Glocke geschlagen hätte. Ja, was ist denn das? sag ich. Wir hacken drauf los und hacken, und auf einmal kommt eine schwarze Hand heraus aus der Erde, wie die Hand von einem Toten. Ich, mich packt die Angst, ich laufe zum Herrn und sag ihm: Herr, sag ich, Tote sind unter dem Baum. Man muss den Pfarrer rufen. — Was für Tote? sagt er. Dann kommt er gleich mit, und hat nicht sobald die Hand gesehn, als er ruft: Eine Antike, eine Antike! Wie wenn er einen Schatz gefunden hätte. Und schon ist er daran, und plagt sich ab, mit der Hacke, mit den Händen, und hat fast so viel geschafft wie wir zwei.

— Nun, und was war es denn schliesslich?

— Eine grosse schwarze Frau, Herr, mehr als zur Hälfte nackt, mit Respekt zu sagen, ganz aus Kupfer, und Herr von Peyrehorade hat uns gesagt, dass das ein Götzenbild wäre aus der heidnischen Zeit . . ., aus der Zeit von Karl dem Grossen, oder so was.

— Ah, ich weiss schon, was das sein wird. . . . Irgend eine heilige Jungfrau aus Bronze, aus einem zerstörten Kloster.

— Ja, eine schöne heilige Jungfrau! Hat sich was mit heilig! Eine heilige Jungfrau, die hätte ich schon erkannt. Ein Götzenbild, sag ich Euch. Man sieht es ihr auch an. Die grossen weissen Augen lassen einen ja nicht los. Das geht durch und durch. Sie zwingt einen, die Blicke niederzuschlagen.

— Weiss sind die Augen? Also wohl in das Erz eingefügt. Das wird irgend eine römische Statue sein.

— Richtig. Römisch. Herr von Peyrehorade sagt auch, dass es eine Römerin ist. Ah, man sieht, dass Ihr auch ein Gelehrter seid wie er.

— Ist sie ganz, gut erhalten?

— Nichts fehlt ihr, Herr, gar nichts. Sie ist sogar schöner und besser ausgeführt als die gemalte Gipsbüste von Louis Philipp auf dem Rathaus. Aber trotz alledem, das Gesicht von dem Götzenbild will mir gar nicht gefallen. Sie sieht so böse aus . . . , und sie ist auch böse.

— Böse, was hat sie Euch denn Böses getan?

— Mir gerade nicht, aber hört nur weiter. Wir hatten uns die Seele aus dem Leib gerackert, um sie aufzurichten, und Herr von Peyrehorade war auch dabei und zog auch am Strick, obgleich er

nicht mehr Kraft hat als ein Huhn, der Gute. Es war keine kleine Arbeit, sie gerade zu stellen. Ich hob einen Ziegel auf, um ihn ihr unterzuschieben, . . . da, bum-bauz, fällt sie, so gross wie sie dasteht, hintenüber. Achtung hinten! schrei ich. Aber schon zu spät, denn Jean Coli hat keine Zeit mehr gehabt, sein Bein wegzuziehen

— Und ist ihm etwas geschehn?

— Sein armes Bein, knacks, wars zerbrochen wie eine Weinlatte. Eiweh! Als ich das sah, war ich wütend! Am liebsten wäre ich dem Heidenzeug mit der Hacke auf den Leib gegangen, hätte mich Herr von Peyrehorade nicht zurückgehalten. Er hat dem Jean Coli Geld gegeben, aber der liegt noch im Bett, vierzehn Tage schon, seitdem ihm die Geschichte zugestossen ist, und der Arzt sagt, dass er mit dem Bein nie mehr so wird gehen können wie mit dem andern. Es ist ein Jammer, denn er war von allen der beste Läufer und nach dem jungen Herrn der geschickteste Ballspieler, und Herr Alphons von Peyrehorade war auch traurig darüber, denn mit dem Coli hat er immer gespielt. Das war ein schöner Anblick, wie die beiden einander die Bälle zurückgaben! Paff, paff! Niemals kam einer auf den Boden.

Unter solchem Geplauder waren wir in Ille angelangt, und bald stand ich Herr von Peyrehorade gegenüber. Es war ein kleiner alter Mann, hoch ganz frisch und rüdrig, gepudertes Haar, rote Nase, mit der lebenswürdigen Miene eines freundlichen Schäkers. Noch eh er den Brief meines Freundes eröffnet hatte, fand ich mich vor einer reichlich bestellten Tafel. Seiner Frau und seinem Sohne hatte er mich als einen berühmten Altertumsforscher vorgestellt, der berufen sei, die Landschaft Rousillon der Vergessenheit zu entreissen, darin sie die Gleichgültigkeit der Gelehrten bisher hatte schmachten lassen. Während ich den Speisen alle Ehre erwies — nichts fördert so die Esslust wie die scharfe Luft der Berge —, betrachtete ich meine Gastgeber. Ich habe bereits von Herrn von Peyrehorade gesprochen; ich muss hinzufügen, dass er die Lebhaftigkeit selbst war. Er plauderte und ass dabei, stand auf, eilte an seinen Bücherschrank, schleppte Bücher heran, zeigte mir Stiche, goss mir Wein ein; nicht zwei Minuten konnte er ruhig sitzen bleiben. Seine Frau mit ihren etwas verfetteten Formen — die wenigsten Katalonierinnen, wenn sie die Vierzig überschritten haben, entgehen die-

sem Schicksal — schien mir die richtige Kleinstädterin, die in den Sorgen der Hauswirtschaft aufgeht. Obwohl das Abendmahl für mindestens sechs Personen zureichend genannt werden durfte, konnte sie nicht umhin, noch in die Küche zu laufen, liess Tauben abschlachten, Hirsebrei rösten, brach eine Unzahl von Töpfen mit Einge-
machtem an. In einem Nu war die Tafel mit Schüsseln und Flaschen überladen, und ich hätte mir den Tod holen können, wenn ich von all dem, was man mir anbot, auch nur hätte kosten mögen. Und bei jedem Gerichte, das ich ablehnte, gab es neue Entschuldigungen. Man sprach die Befürchtung aus, dass ich mich in Ille gewiss recht unwohl fühlen würde. Ach Gott, in der Provinz habe man eben gar so wenig Auswahl, und die Pariser wären alle so heikel!

Mitten unter diesem Gehen und Kommen seiner Eltern verharrte Herr Alphons von Peyrehorade steif wie ein Ölgötze. Er war ein junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, gross und mit schönen regelmässigen, aber ausdruckslosen Gesichtszügen. Seine ganze Gestalt und ihre athletische Bauart waren geeignet, seinen Ruf als eines unermüdlichen Ballspielers, dessen

er sich in der Landschaft erfreute, zu rechtfertigen. An diesem Abend war er mit Eleganz gekleidet, genau nach dem letzten Modekupfer. Aber er machte mir den Eindruck, als fühle er sich in seinen Kleidern nicht behaglich. Wie ein Stock sass er da in seinem hohen Samtkragen und wandte sich nur immer ganz nach einer Seite. Seine groben sonnenverbrannten Hände, die kurzen Fingernägel stachen sonderbar von seinem Anzug ab: Hände eines schwer arbeitenden Menschen sahen aus stutzerhaft geschnittenen Ärmeln hervor. Obgleich er mich übrigens vom Kopf bis zu den Füßen mit der grössten Neugierde betrachtete — ich war ja der Pariser —, richtete er den ganzen Abend nur ein einziges Mal das Wort an mich, und zwar, um mich zu fragen, wo ich meine Uhrkette gekauft hätte.

— Wertgeschätzter Gast, sagte Herr von Peyrehorade, als sich die Mahlzeit langsam doch ihrem Ende näherte, Sie sind bei mir, und Sie gehören auch mir. Ich werde Sie nicht früher loslassen, als bis Sie alles gesehen haben, was es bei uns in den Bergen Sehenswürdiges gibt. Sie müssen unser Rousillon kennen lernen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie haben ja keine

Ahnung, was wir Ihnen alles zeigen können. Phönizische, keltische, romanische, arabische, byzantinische Baudenkmäler, alles müssen Sie sehen, von A bis Z. Überallhin werd ich sie bringen, und nicht ein Ziegel soll Ihnen erspart bleiben.

Ein Hustenanfall zwang ihn innezuhalten. Ich benützte die Pause, ihm zu sagen, dass ich untröstlich sein würde, wenn ich ihm Umstände bereiten müsste zu einem Anlasse, der für seine Familie von so grosser Bedeutung wäre. Wenn er so gütig sein wollte, mir seine ausgezeichneten Ratschläge in Betreff der Ausflüge, die ich zu unternehmen hätte, nicht vorzuenthalten, könnte ich, ohne dass er sich der Mühe der Begleitung unterzöge

— Ach, Sie sprechen von der Heirat dieses Burschen da, rief er mich unterbrechend. Lächerlich! Das machen wir übermorgen ab. Sie werden die Feier mit uns begehen, im kleinen Kreis nur, denn die Braut ist in Trauer nach einer Tante, die sie beerbt. Also keinerlei Festlichkeit, kein Ball . . . Es ist recht schade . . . Sie hätten unsre Katalonierinnen tanzen sehen können . . . Sie sind hübsch, und vielleicht hätten Sie Lust gekriegt, meinem Alphons nachzuahmen. Man sagt

ja, eine Hochzeit habe andre im Gefolge . . . Samstag, wenn die jungen Leute ein Paar sind, bin ich frei, und dann machen wir uns auf die Strümpfe. Ich muss Sie übrigens um Verzeihung bitten, dass ich Sie mit einer Provinzhochzeit behellige. Einen Pariser, der an andre Festlichkeiten gewöhnt ist . . . Noch dazu eine Hochzeit ohne Ball! Immerhin werden Sie ein junges Weibchen sehn, ein Weibchen . . . Na, Sie können mir ja dann Ihre Meinung sagen . . . Aber Sie sind wohl ein Mann, der andre Dinge im Kopf hat und sich aus den Weibern nichts mehr macht. Ich habe auch etwas Bessres für Sie . . . Ich werde Ihnen etwas zeigen! . . . Ich habe eine Überraschung für morgen aufgehoben, wie Sie sich sie nicht träumen lassen.

— Mein Gott, sagte ich, es ist eben schwer, einen Schatz im Hause zu haben, ohne dass es sich unter den Leuten herumspricht. Ich glaube, die Überraschung erraten zu können, die Sie mir in Aussicht stellen. Aber wenn es sich wirklich um Ihre Bildsäule handelt, dann muss ich gestehen, dass die Beschreibung, die mein Führer mir davon gemacht hat, meine Neugierde nur zu spannen imstande gewesen ist: ich bin auf ein Wunder gefasst.

— Also hat er Ihnen vom Götzenbild erzählt? So nennen sie hier meine Venus Tur . . . Aber was rede ich da noch viel! Morgen bei Tag werden Sie sie sehen und mir sagen, ob ich recht habe, sie für ein Meisterwerk zu halten. Wirklich, Sie hätten nicht gelegener kommen können. Es sind Inschriften vorhanden, die ich armseliger Ignorant mir auf meine Weise zurecht lege . . . Aber ein Gelehrter und Pariser! Sie werden sich vielleicht über meine Auslegung lustig machen . . . Denn ich habe eine Denkschrift ausgearbeitet . . . Ich, so wie ich vor Ihnen stehe, ein alter Provinzsammler, habe mich da eingelassen . . . Die Presse soll Krämpfe bekommen . . . Wenn Sie so freundlich sein wollten, das Zeug zu lesen und durchzubessern, könnte ich immerhin die Hoffnung wagen . . . Zum Beispiel bin ich sehr neugierig darauf, zu erfahren, wie Sie die Inschrift auf dem Sockel übersetzen werden. Cave . . . Aber ich will Sie noch um gar nichts fragen. Morgen, morgen. Nicht ein Wort mehr über die Venus heute!

— Du tust gut daran, Peyrehorade, sagte seine Frau, das Götzenbild endlich in Ruhe zu lassen. Du solltest doch bemerken, dass du den Herrn vom Essen abhältst. Geh, hör mir auf, der Herr

hat in Paris ganz andre Statuen gesehen als deine da! In den Tuileries stehen sie nur zu Dutzenden herum, und auch aus Bronze.

— Das ist die Einfalt, die heilige Provinzeinfalt! unterbrach sie Herr von Peyrehorade. Eine wundervolle Antike mit den Plattheiten von Coustou zu vergleichen!

Wie verächtlich von den Göttern

Schwätzt mir da die Hausgenossin! . .

Wissen Sie übrigens, dass meine Frau allen Ernstes von mir verlangt hat, ich sollte meine Statue eingiessen lassen, um daraus eine Glocke für unsre Kirche zu erhalten? Natürlich hätte sie dann die Taufpatin sein müssen. Ein Meisterwerk von Myron! —

— Meisterwerk, Meisterwerk! Ja, ein schönes Meisterwerk hat sie schon angestellt! Einem Menschen das Bein zu brechen!

— Frau, sagte Herr von Peyrehorade in entschlossenem Ton und streckte ihr im buntgemusterten Seidenstrumpf sein rechtes Bein hin, da schau her, wenn meine Venus mir dieses Bein da zerbrochen hätte, ich würde mir nichts daraus machen.

— Um Gotteswillen, Peyrehorade, wie kannst du so etwas sagen? Glücklicherweise geht es dem Menschen schon besser. . . Damit du's nur weisst, ich kann es nicht über mich bringen, die Statue anzuschauen, die solches Unheil anrichtet. Armer Jean Coli!

— Von der Venus verwundet, mein Herr, sagte Herr von Peyrehorade und lachte geräuschvoll, und der Schlingel beklagt sich!

Veneris nec praemia noris.

Wen hat sie nicht einmal verwundet!

Herr Alphons, der Französisch offenbar besser verstand als Latein, zwinkerte beifällig mit den Augen und sah mich an, als ob er mich fragen wollte: Na, Du Pariser wirst das wohl verstehn?

Die Mahlzeit war beendet. Schon eine Stunde hatte ich zu essen aufgehört. Ich war müde und kaum mehr imstande, das Gähnen zu unterdrücken, das mich mehr als einmal bereits angewandelt hatte. Frau von Peyrehorade bemerkte es zuerst und meinte, es wäre Zeit, ans Schlafen zu denken. Da war denn wiederum Anlass genug vorhanden, sich in Entschuldigungen über das ungenügende Lager zu ergehen, das mich erwartete. Ich würde es nicht so gut haben wie in Paris.

In der Provinz sei man so schlecht daran! Man müsse schon ein übriges tun und Nachsicht üben. Ich hatte gut reden. Auf meine Beteuerungen, dass mir nach einer Bergwanderung ein Bund Stroh eine köstliche Schlafstätte scheinen würde, hiess es nur immer, ich möchte es armen Landbewohnern nicht verübeln, wenn sie mich nicht so gut behandelten, wie es ihr Wunsch gewesen wäre.

Endlich stieg ich zu dem Zimmer hinauf, das mir angewiesen war. Herr von Peyrehorade begleitete mich. Die Stiege, deren letzte Stufen aus Holz waren, führte auf einen Gang, der zu beiden Seiten eine Anzahl von Türen aufwies.

— Rechts, sagte mein Gastfreund, befindet sich das Gemach, das für die junge Frau Alphons bestimmt ist. Ihr Zimmer ist am andern Ende des Ganges. Sie verstehen, fügte er mit einem Lächeln hinzu, dem er einen pfiffigen Ausdruck zu geben bemüht war, Sie verstehen: Neuvermählte muss man absondern. Sie sind an einem Ende des Hauses, die jungen Eheleute am andern.

Wir betraten ein wohleingerichtetes Zimmer, darin mir zunächst ein ungeheures Bett auffiel, das sieben Fuss lang, sechs breit und so hoch war,

dass man einen Tritt gebraucht hätte, sich hinaufzuschwingen. Nachdem mein Gastgeber mir noch gezeigt hatte, wo die Glocke angebracht war, sich persönlich davon überzeugt hatte, dass die Zuckerdose gefüllt, die Flaschen mit Kölnischwasser gehörig auf dem Ankleidetisch untergebracht waren, und nachdem er mich noch mehrere Male gefragt hatte, ob ich auch wirklich mit allem, was ich brauchte, versehen wäre, wünschte er mir eine gute Nacht und liess mich allein.

Die Fenster waren geschlossen. Ehe ich mich entkleidete, öffnete ich eines, um die frische Nachtluft einzuatmen, etwas so Köstliches nach einer lang währenden Abendmahlzeit. Gegenüber erhob sich der Canigou. Sein Anblick ist wohl zu allen Tagesstunden wunderbar, aber an diesem Abend, wie er so im vollen Lichte des Mondes dastand, erschien er mir als das schönste Gebirge der Welt. Ich verharrte eine Weile in der Betrachtung seiner entzückenden Umrisse.

Ich stand im Begriffe, mein Fenster zu schliessen, als ich, indem ich die Augen senkte, einige vierzig Schritt vom Hause auf einem Piedestal die Statue erblickte. Sie erhob sich im Winkel einer

lebendigen Hecke, die einen kleinen Garten von einem ausgedehnten vollkommen flachen Gevierte schied, das, wie ich später erfuhr, der Ballspielplatz der Stadt war. Der Boden gehörte zur Liegenschaft des Herrn von Peyrehorade, der ihn auf dringendes Betreiben seines Sohnes der Gemeinde abgetreten hatte.

Aus der Entfernung, in der ich mich befand, vermochte ich die Haltung der Figur nicht deutlich zu entnehmen, nur ihre Höhe konnte ich schätzen. Sie schien mir ungefähr sechs Fuss zu betragen. In diesem Augenblick kamen zwei Bursche über den Spielplatz. Pfeifend — ich erkannte eines der im Lande heimischen hübschen Liedchen¹ — schritten sie die Hecke entlang. Sie blieben stehen und betrachteten die Statue. Einer hielt sogar eine Ansprache an sie. Er sagte mit lauter Stimme, in katalonischer Mundart — ich war lange genug im Lande, um den Sinn seiner Worte zu verstehen —:

Da bist du ja, du unverschämtes Frauenzimmer (der Ausdruck, den er gebrauchte, war viel stär-

¹ Im Original heisst es: *siffiant le joli air du Roussillon: »Montagnes regalades.«* (D. Ü.)

ker, da bist du ja! Und dem Jean Coli hast du also das Bein zerbrochen? Wenn du mir gehörtest, würde ich dir dafür das Genick brechen.

— Ja, womit denn? sagte der andre. Die ist aus Kupfer und so hart, dass Etienne seine Feile daran zerbrochen hat, als er sie nur zu ritzen versuchte. Das ist Kupfer aus der Heidenzeit, härter als Gott weiss was.

— Wenn ich mein Messer bei mir hätte (es schien ein Schlosserlehrling zu sein), würde ich ihr die zwei grossen weissen Augen schon ausstemmen. Die müssten wie Mandeln aus der Schale springen. Das ist ja Silber um mindestens fünf Franken. Sie gingen weiter.

Plötzlich blieb der eine der beiden, der grössere, stehen.

— Ich muss dem Götzenbild doch gute Nacht sagen.

Er bückte sich und schien einen Stein aufgehoben zu haben. Ich sah ihn den Arm erheben, etwas schleudern, und gleich darauf erklang das Erz. Aber ebenso schnell fuhr der Kerl mit der Hand nach dem Kopf und stiess einen Schmerzensschrei aus.

— Sie hat mir ihn zurückgeworfen! schrie er.

Und die beiden Schlingel ergriffen in langen Sprüngen die Flucht Kein Zweifel, der Stein war von dem Metall abgesprungen und hatte den Wicht für sein Vergehen an der Göttin bestraft.

Ich musste, indem ich das Fenster schloss, hellaut lachen.

— Wieder einmal ein Vandale, den Venus gestraft hat. Würde nur allen Zerstörern unsrer alten Monumente so der Schädel eingeschlagen!

Mit diesem herzlichen Wunsch auf den Lippen entschlief ich.

Es war heller Tag, als ich erwachte. Vor meinem Bett standen auf der einen Seite Herr von Peyrehorade, im Schlafrock, auf der andern ein Bedienter, den seine Gattin geschickt hatte, eine Tasse Schokolade in der Hand.

— Auf, auf, mein Herr Pariser! Das sind diese Faulpelze aus der Stadt, sagte mein Wirt, während ich mich so rasch als möglich in die Kleider warf. Acht Uhr und noch im Bett! Ich bin seit sechs Uhr auf. Dreimal schon bin ich heraufgestiegen. Auf den Fusspitzen habe ich mich an die Türe geschlichen: kein Lebenszeichen, nichts. Das kann Ihnen ja gar nicht gut anschlagen, so lange zu schlafen, in Ihrem Alter! Und meine

Venus haben Sie noch mit keinem Auge gesehen! Schnell, schnell, trinken Sie diese Schokolade aus Barcelona. Leibhaftige Schmuggelware. So was hat man nicht in Paris. Sie müssen sich Kraft holen, denn wenn Sie einmal vor meiner Venus stehen, wird man Sie nicht mehr wegbringen können.

In fünf Minuten war ich fertig, das heisst nur unzulänglich rasiert, kaum zugeknöpft und Gaumen und Kehle von der Schokolade, die ich kochend hinuntergestürzt hatte, verbrannt. Ich eilte in den Garten hinab und stand alsbald vor einem wunderbaren Bildwerk.

Ja, das war eine Venus, und von einer entzückenden Schönheit. Der Oberkörper war nackt, wie die Alten gewöhnlich die höchsten Gottheiten darstellen. Die rechte Hand hielt sie vor dem Busen. Sie war mit der Handfläche nach innen gekehrt, der Daumen und die beiden nächsten Finger ausgestreckt, die andern leicht gekrümmt. Die linke Hand, an der Hüfte, hielt das Gewand, das den untern Teil des Körpers verhüllte. Ihre Haltung erinnerte an die des Moraspielers, der, ich weiss selbst nicht warum, unter dem Namen des Germanicus bekannt ist. Viel-

leicht hatte die Göttin gleichfalls als Moraspielerin dargestellt werden sollen.

Wie dem nun auch immer sei, es konnte kaum etwas Vollendeteres geben als den Körper dieser Venus. Die Linien waren von einer alle Begriffe übersteigenden zärtlichen wollüstigen Weichheit, die Gewandung unübertrefflich reizend und edel zugleich gebildet. Ich hatte mich auf irgend eine Arbeit aus der römischen Verfallzeit gefasst gemacht, ich sah ein Meisterwerk aus der Epoche der grossen Bildhauer vor mir. Was meine höchste Bewunderung erregte, war die vollendete Wahrheit der Formen. Man hätte glauben können, sie wären vom lebenden Körper abgenommen, wenn es im Leben solche Vollkommenheit gäbe.

Das Haar, das über der Stirne sich emporwölbte, war wohl ehemals vergoldet gewesen. Der Kopf, klein, wie fast an allen griechischen Statuen, neigte sich leicht nach vorn. Es wird mir ewig versagt bleiben, den seltsamen Ausdruck des Gesichtes mit Worten wiederzugeben. Ich kann sein Wesen mit dem keiner andern der mir geläufigen antiken Statuen vergleichen. Es war nicht die ruhige strenge Schönheit, die regungs-

lose Majestät, wie sie die griechischen Bildner ihren Werken in allen Zügen zu verleihen bestrebt gewesen sind. Im Gegenteil: ich bemerkte mit Staunen, wie der Künstler hier ganz offenbar darauf ausgegangen war, Bosheit auszudrücken, die fast schon Tücke ist. Alle Züge waren ganz leicht verkürzt: die Augen ein wenig schräg gestellt, die Mundwinkel leise gehoben, die Nasenflügel schienen sich fast unmerklich zu blähen. Verachtung, Spott, Grausamkeit: alles das zusammen sprach aus diesem Antlitz, dessen unglaubliche Schönheit nichtsdestoweniger bestehen blieb. Wahrlich, je länger man diese wunderbare Statue anschaute, um so peinlicher war die Empfindung, dass so entzückende Schönheit mit vollkommener Fühllosigkeit vereinbar war.

— Wenn das Modell je gelebt hat, sagte ich zu Herrn von Peyrehorade, — und ich zweifle daran, dass der Himmel jemals ein solches Weib sollte hervorgebracht haben — dann bedaure ich ihre Liebhaber. Es muss ihre höchste Lust gewesen sein, sie verzweifelt in den Tod zu treiben. Ihr Ausdruck hat etwas von einer reissenden Bestie, und doch habe ich noch niemals etwas so Schönes gesehen.

— An die Fersen geheftet der Beute die unentrinnbare Göttin, deklamierte Herr von Peyrehorade, dem meine Begeisterung die höchste Befriedigung gewährte.

Der Ausdruck teuflischen Hohnes war vielleicht noch durch den Gegensatz gesteigert, in dem die mit Silber ausgelegten starkglänzenden Augen zu der schwarzgrünen Patina standen, womit die Zeit die Bildsäule ganz überzogen hatte. Diesen glänzenden Augen war eine gewisse Macht über die Einbildungskraft eigen: sie schienen wesenhaft, wirklich. Mir fiel das Wort meines Führers ein, sie zwingen ihre Betrachter, die Blicke niederzuschlagen. Fast war das Tatsache, und ich konnte mich kaum einer Regung des Ingrimmes erwehren, als ich mich einer Bronzefigur gegenüberwirklich meiner selbst nicht ganz sicher fühlen musste.

— Nunmehr, da Sie, verehrter Genosse in der Altertümelei, alles im einzelnen bewundert haben, sagte mein Gastgeber, lassen Sie uns, mit Ihrer Erlaubnis, eine kleine wissenschaftliche Besprechung eröffnen. Was sagen Sie zu dieser Inschrift, die Sie bisher noch gar nicht bemerkt haben?

Er zeigte auf den Sockel der Statue, und ich las dort die Worte:

CAVE AMANTEM.

— Quid dicis, doctissime? fragte er und rieb sich die Hände. Lassen Sie sehn, ob wir über den Sinn dieses Cave Amantem einer Meinung sind.

— Ja, sagte ich, der Sinn ist zweideutig. Man kann übersetzen: »Hüte dich vor dem, der dich liebt, misstrau' den Liebhabern«. Aber ich weiss nicht, ob, so aufgefasst, das »Cave Amantem« klassisches Latein zu nennen wäre. Angesichts der satanischen Miene der Dame würde ich eher meinen, der Künstler hätte den Betrachter vor dieser schrecklichen Schönheit zu warnen beabsichtigt. Ich würde also übersetzen: »Nimm dich in acht, wenn sie dich liebt.«

— Na ja, sagte Herr von Peyrehorade, gewiss, die Deutung ist zulässig; aber, nichts für ungut, ich ziehe die erste vor, die ich denn doch weiter aufhellen werde. Sie wissen, wer der Liebhaber der Venus war?

— Es hat deren mehrere gegeben.

— Jawohl, aber vor allem kommt doch Vulkan in Betracht. Soll dieser Spruch nun nicht besagen: »All deine Schönheit, deine ganze Verachtung wird dir nichts helfen, du wirst doch einem Schmied, einem hässlichen alten Humpelbein angehören.« Eine ausgiebige Lehre für gefallsüchtige Frauenzimmer, was!

Ich konnte mich nicht eines Lächelns enthalten, so bei den Haaren herbeigezogen schien mir die Erklärung. Aber ich vermied es, meinem Altertümpler ausdrücklich zu widersprechen, und bemerkte daher nur: Eine schreckliche Sprache, das Latein, mit seiner Straffheit.

Dann trat ich einige Schritte zurück, um die Statue besser betrachten zu können.

— Einen Augenblick, Collega, sagte Herr von Peyrehorade und hielt mich am Arme zurück. Sie haben noch nicht alles gesehen. Es ist noch eine andre Inschrift da —. Steigen Sie auf den Sockel und sehen Sie am rechten Arme nach.

Indem half er mir hinauf. Ohne viele Umstände fing ich mich am Nacken der Venus. Unsre Beziehungen wurden allgemach überhaupt vertraulicher. Ich sah ihr sogar einen Augenblick Nase an Nase ins Gesicht und fand sie in dieser Nähe

womöglich noch boshafter, noch schöner. Nunmehr bemerkte ich auch, dass auf dem Arm einige Zeichen eingeschrieben waren, wie mir schien, in antiker Kursivschrift. Nur mit Hilfe der Brille gelang es mir, das folgende zu buchstabieren, und Herr von Peyrehorade wiederholte es Wort für Wort, so wie ich sie aussprach, und gab mit Hand und Mund seine Zustimmung zu erkennen. Ich las:

Veneri Turbul . . .
Eutyches Myro
Imperio Fecit.

Nach dem Worte ›Turbul‹ in der ersten Zeile schienen einige Buchstaben ausgelöscht; ›Turbul‹ selbst war ganz deutlich lesbar.

— Und das heisst . . .? fragte mein Gastgeber. Er strahlte und lächelte zugleich voll Arglist, denn er meinte wohl, ich würde mich nicht gar zu leicht mit dem ›Turbul‹ aus der Sache ziehen.

— Es ist ein Wort da, sagte ich, das ich mir noch nicht erklären kann. Alles übrige ist leicht. Eutyches Myron hat diese Gabe der Venus über ihren Auftrag dargebracht.

— Vortrefflich. Aber ›Turbul‹, was fangen Sie damit an? Was heisst ›Turbul‹?

— Das ›Turbul‹ macht mir zu schaffen. Ich fahnde vergeblich nach irgend einem geläufigen Beinamen der Venus, der mir auf die Spur helfen könnte. Was würden Sie zu ›Turbulenta‹ sagen? Venus, die in Erregung, Bestürzung versetzt . . . Sie können daraus ersehen, dass mich nach wie vor ihre boshafte Miene vorzugsweise beschäftigt. ›Turbulenta‹ ist übrigens nicht das schlechteste Kennwort für Venus, fügte ich in bescheidenem Tone hinzu, denn ich war selbst von meiner Erklärung nicht besonders befriedigt.

— Venus die Ungestüme, Venus die Lärmende! Sie glauben wohl gar, dass meine Venus eine Kabarettgrösse ist? O nein, mein Herr, das ist eine Venus aus der besten Gesellschaft. Aber lassen Sie mich Ihnen dieses ›Turbul‹ . . . erklären. Nur müssen Sie mir versprechen, dass Sie meine Entdeckung nicht weiter sagen, ehe meine Abhandlung gedruckt ist. Ich bin nämlich einigermaßen stolz auf diesen Fund. Ihr müsst unsereinem in der Provinz manchmal doch einen Knochen zum Abnagen lassen. Ihr Pariser gelehrten Herren habt ja so schon alles!

Hoch vom Sockel herab, wo ich noch immer stand, versprach ich ihm feierlich, dass ich mich

niemals soweit vergessen würde, ihn um seine Entdeckung zu bringen.

Da trat er an mich heran und sagte mit einer aus Furcht vor einem unberufenen Lauscher gedämpften Stimme: Lesen Sie ›Turbuk‹ ›Turbuline-rae‹.

— Ich weiss aber noch immer nicht . . .

— Hören Sie. Eine Meile von hier, am Fusse des Gebirges, liegt ein Dorf, das Boulternère heisst. Das ist eine Verballhornung des lateinischen Namens Turbulinera. Nichts häufiger als diese Silbenumstellungen. — Boulternère nun ist eine alte römische Stadt gewesen. Ich hatte das immer angenommen, niemals aber einen Beweis dafür in Händen gehabt. Nun ist er da, der Beweis. Diese Venus war die Stadtgöttin von Boulternère. Und das Wort Boulternère, dessen antiken Ursprung ich Ihnen soeben nachgewiesen habe, erweist überdies eine andre weitaus merkwürdigere Sache, nämlich dass Boulternère, ehe es römisch ward, eine phönizische Stadt gewesen ist.

Er hielt einen Augenblick an, um Atem zu schöpfen und sich an meiner Überraschung zu

weiden. Es war mir gelungen, eine unbändige Lust, laut aufzulachen, zu bezwingen.

Er fuhr fort: ›Turbulinera‹ ist reines Phönizisch. Tur, Tour ausgesprochen Tour — Sour, dasselbe Wort, nicht wahr? Sour ist der phönizische Name von Tyrus. Ich brauche Sie nicht erst an die Bedeutung zu erinnern. ›Bul‹ ist Baal; Bâl, Bel, Bul, das sind nur leichte Abweichungen in der Aussprache. Was nun ›Nera‹ betrifft, so macht mir das einigermassen zu schaffen. Da ich kein phönizisches Wort finden kann, bin ich fast versucht, zu glauben, dass es vom griechischen υγρός = ›feucht‹, ›sumpfig‹ kommt. Wir hätten es also mit einem Worte zu tun, das aus verschiedenen Sprachen zusammengesetzt ist. Um nun das υγρός zu rechtfertigen, kann ich Ihnen in Boulternère zeigen, wie die Bergwässer dort stinkende Sümpfe bilden. Andererseits könnte die Endung ›Nera‹ auch viel später hinzugefügt worden sein, zu Ehren der Nera Pivesuvia, der Gattin des Tetricus, die vielleicht der Stadt Turbul irgend etwas hat zukommen lassen. Aber um jener Sümpfe willen ziehe ich die Ableitung von υγρός vor.

Er nahm eine Prise und schien sehr befriedigt.

— Aber lassen wir die Phönizier und kehren wir zu der Inschrift zurück. Ich übersetze also: Der Venus von Boulternère widmet Myron diese Statue, die er in ihrem Auftrag geschaffen hat.

Ich hütete mich weislich, seine Erklärung zu bekritteln, aber auch ich wollte meinerseits durch Tiefsinn glänzen und sagte daher: Halt, mein Herr! Myron hat sicherlich etwas gespendet, aber ich sehe keinerlei Anhalt dafür, dass es diese Statue gewesen sein muss.

— Was! rief er. War Myron nicht ein berühmter griechischer Bildhauer? Die Begabung wird sich in seiner Familie vererbt haben. Einer seiner Nachkommen also hat diese Statue gefertigt. Das ist doch sonnenklar.

— Aber, sagte ich, ich sehe an dem Arm ein kleines Loch. Ich meine, es könnte dazu gedient haben, irgend etwas anzubringen, zum Beispiel ein Armband, das dieser Myron der Venus als Sühnopfer gespendet haben mag. Myron hatte Unglück in der Liebe — Venus war gegen ihn aufgebracht. Er versöhnte sie durch das Opfer eines goldenen Armbandes. Wollen Sie nicht übersehen, dass ›Fecit‹ sehr oft für ›Consecravit‹ steht. Es sind Ausdrücke, die dasselbe bedeuten. Ich

würde Ihnen dafür genügende Belege beibringen, wenn ich Gruter oder Orellius bei der Hand hätte. Es ist nichts ungewöhnliches, dass ein Liebender Venus im Traum erblickt, dass er sich einbildet, sie hätte ihm den Auftrag erteilt, ihrem Bildwerk ein Armband zu spenden. Myron opfert ihr also ein Armband. Später mögen die Barbaren oder irgend ein tempelschänderischer Dieb . . .

— Ah, man sieht, dass Sie Romane schreiben! rief mein Gastgeber und bot mir zugleich seine Hand zum Herabsteigen. Nein, mein Herr, das ist ein Werk aus der Schule des Myron. Sehen Sie sich nur die Arbeit an, Sie müssen mir Recht geben.

Da ich mir zur Regel gemacht habe, einen in eine Idee verrannten Sammler niemals durch fortgesetzten Widerspruch zu reizen, senkte ich das Haupt, als gäbe ich den Widerstand auf, und sagte: Ja, es ist ein bewundernswertes Werk. — Mein Gott, rief Herr von Peyrehorade, wieder so ein Bubenstück! Man hat wahrhaftig einen Stein nach ihr geworfen! Er hatte oberhalb des Busens ein weisses Mal bemerkt. Ich selbst ersah auch auf den Fingern der rechten Hand eine deutliche Spur, sie mochten, nahm ich an, vom

Stein in der Wurfrichtung gestreift worden sein, auch konnte ein Stück sich im Aufschlagen davon abgetrennt haben und gegen die Finger geprallt sein. Ich erzählte meinem Wirt den Schimpf, dessen Zeuge ich gewesen war, und die allsogleich erfolgte Bestrafung des Frevlers. Er lachte herzlich darüber, und indem er den Lehrling mit Diomedes verglich, wünschte er ihm gleich dem Griechen den Anblick der in weisse Vögel verwandelten Gefährten.

Diese klassische Unterhaltung unterbrach die Frühstücksglocke, und wie am Vorabend sah ich mich genötigt, für vier zu essen. Hernach kamen die Pächter des Hausherrn, und während er sie empfing, führte mich sein Sohn zu einer Kutsche, die er in Toulouse für seine Braut gekauft hatte und die ich, wie man sich denken mag, nach Gebühr bewunderte. Endlich folgte ich ihm in den Stall, wo er mich eine halbe Stunde, seine Pferde rühmend, ihre Abstammung erörternd und die von ihnen bei den heimischen Rennen erzielten Preise aufzählend, festzuhalten wusste. Zum Schluss kam er auf seine Zukünftige zu sprechen; den Übergang hatte eine graue Stute vermittelt, die er ihr bestimmt hatte.

— Heute werden wir sie sehen, sagte er. Ich weiss nicht, ob Sie sie hübsch finden werden. Ihr Pariser seid sehr schwer zu befriedigen, aber alle Welt, hier und in Perpignan, findet sie reizend. Das Gute daran ist, dass sie viel Geld hat. Ihre Tante in Prades hat ihr ihr ganzes Vermögen hinterlassen. Ich werde sehr glücklich sein.

Ich war aufs peinlichste davon berührt, dass ein junger Mann mehr Gefühl für die Mitgift seiner Zukünftigen als für ihre schönen Augen zeigte.

— Sie kennen sich in Schmuck aus, fuhr Herr Alphons fort, wie finden Sie das da? Es ist der Ring, den ich ihr morgen geben werde.

Mit diesen Worten zog er vom ersten Glied seines kleinen Fingers einen mit Diamanten reichbesetzten dicken Ring. — Er stellte zwei verschlungene Hände vor, eine Anspielung, die ich unsäglich poetisch fand. Die Arbeit war alt, aber man hatte ihn, wie mir deuchte, abgeändert, damit die Diamanten eingefügt werden konnten. In gotischen Buchstaben stand im Innern des Ringes: Semp'r ab ti (immer mit dir).

— Ein hübscher Ring, sagte ich, aber durch die Diamanten, die man dazu getan hat, ist ihm

etwas von seinem eigentümlichen Gepräge genommen worden.

— O, so ist er noch viel schöner, sagte er lächelnd. Es sind um 1200 Franken Diamanten daran. Ich habe ihn von meiner Mutter erhalten. Es ist ein uraltes Familienstück, aus der Zeit des Rittertums. Meine Grossmutter hat ihn getragen, und diese hatte ihn wieder von ihrer Grossmutter. Gott weiss, wann das Ding gemacht worden ist.

— In Paris, sagte ich, pflegt man einen ganz einfachen Ring zu geben, der gewöhnlich aus zwei verschiedenen Metallen, Gold und Platin zum Beispiel, zusammengesetzt ist. Da, der andre Ring, den Sie am Finger haben, würde sehr gut passen. Dieser hier mit seinen Diamanten und den massivgebildeten Fingern ist so plump, dass man keinen Handschuh wird darüber ziehen können.

— Na, meine zukünftige Frau soll das halten, wie sie mag. Ich denke, sie wird immerhin froh sein, ihn zu haben. 1200 Franken am Finger zu tragen, ist nicht unangenehm. Den kleinen Ring da, fügte er hinzu und blickte selbstgefällig auf den einfachen Reif an seiner Hand nieder, hat

mir einmal an einem Fastnachtsdienstag in Paris eine Frau gegeben. Ja, wie ich in Paris war, vor zwei Jahren, da hab ich's getrieben! Ah, dort kann man sich unterhalten! . . . Und ein Seufzer sagte: Vorbei! Diesen Abend sollten wir bei den Eltern der Braut in Puygarrig speisen. Wir fuhren im Wagen nach dem von Ille ungefähr anderthalb Meilen entfernten Schlosse. Ich ward vorgestellt und wie ein Freund des Hauses aufgenommen. Vom Essen will ich nichts erzählen. Ebenso wenig von den darauf folgenden Gesprächen. Ich nahm daran wenig Theil. Herr Alphons, der bei Tisch neben seiner Braut sass, flüsterte ihr von Viertelstunde zu Viertelstunde etwas ins Ohr. Sie hob kaum die Lider, und jedesmal, wenn ihr zukünftiger Gatte ihr etwas sagte, errötete sie bescheidenlich, antwortete ihm aber ohne Verwirrtheit.

Das Fräulein von Puygarrig zählte achtzehn Jahre. Man musste unwillkürlich ihre biegsame zarte Gestalt mit den knochigen Gliedmassen des derben Bräutigams vergleichen. Sie war nicht nur schön, sondern geradezu verführerisch. Ich bewunderte die vollendete Natürlichkeit aller ihrer Antworten, und der Ausdruck ihres Gesichts,

Güte, nicht ohne einen Anflug von Schalkhaftigkeit, erinnerte mich, ich wusste selbst nicht wieso, an die Venus meines Wirtes. Ich fragte mich, indem ich im stillen diesen Vergleich anstellte, ob das Mehr an Schönheit, das man wohl der Statue zuzubilligen hatte, nicht zum grossen Teil gerade dem Raubtiermässigen zuzuschreiben käme; Willensstärke, selbst die in schlimmen Leidenschaften sich äussernde, ruft ja bei uns mit dem Erstaunen immer eine unwillkürliche Bewunderung hervor.

— Wie schade, sagte ich mir, als ich Puygarrig verliess, dass ein so liebenswürdiges Geschöpf reich ist und um der Mitgift willen sich von einem Unwürdigen hat suchen und finden lassen müssen! Nach Ille zurückgekehrt und in Verlegenheit, was ich Frau von Peyrehorade sagen sollte, an die ich wohl oder übel manchmal das Wort zu richten hatte, meinte ich: Hier im Roussillon scheint man sich nicht über schwache Nerven zu beklagen. Ich staune, gnädige Frau, dass Sie eine Hochzeit an einem Freitag abhalten. In Paris sind wir viel abergläubischer. Dort würde kein Mensch das Wagnis unternehme!}, an einem solchen Tage zu heiraten.

— Um Gotteswillen! rief sie, sagen Sie mir das nicht! Wenn es von mir abgehangen hätte, wäre sicherlich ein anderer Tag gewählt worden. Aber mein Mann hat es so haben wollen, und man hat sich ihm eben fügen müssen. Es macht mir genug Sorgen. Wenn nun ein Unglück geschähe! Es muss doch einen Grund haben; warum würden sonst alle Leute den Freitag scheuen?

— Freitag! rief der Gatte, Freitag ist der Tag der Venus! Ein guter Tag zu einer Heirat. Sie sehen, verehrter Kollege, ich denke nur an meine Venus. Auf mein Wort, ihretwegen habe ich den Freitag gewählt. Wenn Sie einverstanden sind, wollen wir ihr morgen vor der Trauung ein kleines Opfer darbringen. Wir werden ihr zwei Ringeltauben weihen, und wenn ich wüsste, wo ich Räucherwerk auftriebe —

— Pfui, Peyrehorade! unterbrach ihn seine Frau mit der höchsten Entrüstung. Weihrauch einem Götzenbild! Das wäre ein greulicher Unfug. Was würde man von uns im Lande denken?

— Zu mindest wirst du mir erlauben, sagte Herr von Peyrehorade, ihr einen Kranz aus Rosen und Lilien aufs Haupt zu setzen.

Manibus date lilia plenis.

Sie sehn, Verehrtester, die Charte ist ein leeres Wort, wir haben keine Freiheit der Religionsübung!

Für den kommenden Tag waren folgende Anstalten vorgesehen: Punkt zehn Uhr sollten alle fix und fertig und zur Abfahrt bereit sein. Man wollte nur eine Tasse Schokolade nehmen und sich dann zu Wagen nach Puygarrig begeben. Der standesamtlichen Trauung vor dem Bürgermeister im Dorfe sollte die kirchliche Einsegnung in der Schlosskapelle folgen. Unmittelbar darauf war ein Frühstück angesetzt. Sodann hatte man, so gut es ging, die Zeit bis sieben Uhr zuzubringen. Um sieben Uhr sollte man nach Ille zurückkehren, wo die beiden Familien im Hause Herrn von Peyrehorades gemeinschaftlich das Abendbrot einnehmen würden. Alles übrige ergab sich aus der Natur der Sache. Da man sich das Tanzen versagen musste, wollte man sich wenigstens im Essen keinerlei Abbruch tun.

Seit acht Uhr sass ich vor der Venus, einen Bleistift in der Hand, und hatte mindestens zum zwanzigsten Mal den Kopf der Statue zu zeichnen angefangen, ohne dass es mir gelungen wäre, den Ausdruck festzuhalten. Herr von Peyrehorade

ging auf und ab, erteilte mir Ratschläge, wiederholte mir seine phönizischen Wortdeutungen, legte bengalische Rosen auf dem Sockel der Statue auseinander und richtete in einem tragikomischen Tone allerlei Wünsche an sie, die dem Paare galten, das unter seinem Dache hausen sollte. Gegen neun Uhr verliess er mich, um an seine Toilette zu schreiten, und da erschien auch schon Herr Alphons, in einem nagelneuen Rock, der ihm den Leib einzwängte, in weissen Handschuhen, Lackschuhen, mit verzierten Hemdknöpfen, eine Rose im Knopfloch. Er beugte sich über meine Zeichnung. »Sie sollten einmal meine Frau porträtieren«, sagte er. »Sie ist auch nicht übel.«

Eben setzte auf dem schon beschriebenen Platz ein Spiel ein, das sofort seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Und ich, müde und daran verzweifelnd, dieses dämonische Antlitz wiederzugeben, liess bald meine Arbeit stehn und sah den Spielern zu. Unter ihnen befanden sich einige Maultiertreiber, die am Abend vorher angekommen waren. Es waren Arragonesen und Navarresen, nahezu alle ausserordentlich geschickt. Die Spieler aus der Stadt sahen sich denn auch,

wenngleich die Anwesenheit und die Ratschläge des Herrn Alphons sie in Atem hielten, ziemlich bald von den neuen Männern geschlagen. Gross war die Bestürzung der einheimischen Zuschauer. Herr Alphons sah nach seiner Uhr. Es war erst halb zehn. Seine Mutter sass noch beim Kämmen. Er zögerte nicht länger, legte seinen Rock ab, verlangte einen Kittel und forderte die Spanier zum Spiel auf. Ich verfolgte seine Anstalten, nicht ohne ein einigermassen erstauntes Lächeln.

— Ich muss unsre Ehre aufrechthalten, sagte er.

Nun schien er mir wirklich schön. Die Leidenschaft hatte ihn erregt. Seine Kleidung, die ihn eben erst so in Anspruch genommen hatte, bedeutete ihm nichts mehr. Vor wenigen Minuten noch hätte er beileibe nicht den Hals bewegt, um seine Binde nicht in Unordnung zu bringen. Jetzt dachte er nicht mehr an seine gescheitelten Haare noch an seine wohlgefaltete Westenkrause. Und seine Braut . . .? Bei Gott, ich glaube, er hätte, wenn es darauf angekommen wäre, die Hochzeit aufschieben lassen. Ich sah ihn eiligst ein paar Sandalen anlegen, seine Ärmel aufkrem-

peln und mit der Miene der Siegeszuversicht sich an die Spitze der Geschlagenen stellen, wie Cäsar, als er seine Scharen bei Dyrrhachium sammelte. Ich sprang über die Hecke und setzte mich in den Schatten eines Zirbelbaumes, von wo ich bequem die beiden Felder überschauen konnte.

Wider die allgemeine Erwartung verfehlte Alphons den ersten Ball. Er kam auch flach überm Boden und war mit ungemeiner Kraft von einem Arragonesen geschleudert, der unter den Spaniern den Anführer vorstellte. Dieser Arragones, ein trockener, sehniger Vierziger, mochte seine sechs Fuss Höhe haben. Seine olivengelbe Haut war fast so dunkel getönt wie das Erz der Statue.

Wütend schleuderte der junge Mann seinen Schläger zur Erde. »Dieser verfluchte Ring drückt mich am Finger!« rief er. »Seinetwegen habe ich einen sichern Ball ausgelassen!«

Nicht ohne Mühe zog er den Diamantring ab. Ich näherte mich ihm, um ihn an mich zu nehmen. Aber er kam mir zuvor, rannte zur Venus, steckte ihr den Reif an den Ringfinger und nahm wieder seinen Platz an der Spitze seiner Landsleute ein.

Er war bleich, aber ruhig und entschlossen. Nunmehr misslang ihm kein Schlag mehr, und die Spanier holten sich eine vollständige Niederlage. Die Begeisterung der Zuschauer bot ein hübsches Bild. Einige stiessen einen Freudenschrei um den andern aus, warfen ihre Mützen in die Luft, andre drückten dem Sieger die Hand, nannten ihn den Stolz des Landes. Wenn er einen feindlichen Überfall abgeschlagen hätte, wären ihm kaum lebhaftere und aufrichtigere Beglückwünschungen zuteil geworden. Der Verdruss der Besiegten trug ein übriges zum Glanz des Erfolg gekrönten bei.

— Wir werden noch zusammenkommen, mein Lieber, sagte Herr Alphons in einem überlegenen Tone zu dem Arragonesen. Aber ich werde Euch etwas vorgeben.

Ich hätte ihn bescheidener gewünscht und war von dieser Demütigung des Gegners geradezu peinlich berührt. Den riesenhaften Spanier traf die Kränkung hart. Ich sah ihn unter seiner schwarzbraunen Haut erbleichen. Mit düsterer Miene blickte er auf seinen Schläger und presste die Zähne zusammen. Dann sagte er ganz leise, mit ersticker Stimme: *Me lo pagarás.*

In den Triumph des Sohnes tönte störend die Stimme des Vaters. Herr von Peyrehorade, den es bereits höchlich erstaunt hatte, Alphons nicht das Bespannen der neuen Kalesche überwachend zu finden, war nur um so verblüffter, als er ihn schweisstriefend, den Ballschläger in der Hand, vor sich sah.

Der junge Mann eilte ins Haus, wusch sich Gesicht und Hände, zog seinen neuen Rock und die Lackschuhe an, und fünf Minuten später befanden wir uns bereits im scharfen Trab auf der Strasse nach Puygarrig. Alle Ball-spieler der Stadt und eine grosse Menge von Zuschauern folgten uns mit Freudenrufen. Kaum dass die feurigen Pferde, die uns zogen, ihren Vorsprung vor den unermüdlichen Kataloniern einhalten konnten.

Wir waren in Puygarrig, und schon wollte sich der Zug zum Amt in Bewegung setzen, als Herr Alphons sich an die Stirn schlug und mir zu-
raunte:

Zu dumm! Ich habe den Ring vergessen. Er steckt am Finger der Venus, die der Teufel holen soll. Sagen Sie es nur nicht meiner Mutter. Vielleicht bemerkt Sie es nicht.

— Sie könnten ja jemand darum schicken, meinte ich.

— Mein Diener ist in Ille geblieben. Diesen hier traue ich nicht recht. Um 1200 Franken Diamanten, das möchte wohl mehr als einen in Versuchung führen. Und was müsste man hier auch von meiner Zerstreutheit denken! Sie würden sich über mich masslos lustig machen. Ich würde der Gemahl der Statue heissen . . . Wenn man mir ihn nur nicht stiehlt. Glücklicherweise haben die Kerle Angst vor dem Götzenbild. Sie wagen sich nicht auf Armlänge hinan . . . Es liegt endlich nichts daran. Ich habe einen andern Ring.

Die beiden Feierlichkeiten, die standesamtliche und die kirchliche, vollzogen sich unter dem üblichen Gepränge, und das Fräulein von Puygarig empfing den Ring einer Pariser Putzmacherin, ohne zu ahnen, dass der Bräutigam ihr ein Liebespfand zum Opfer brachte. Hierauf setzte man sich zu Tisch, trank, ass, sang dabei, alles aufs ausführlichste. Ich litt für die Neuvermählte unter der derben Lustigkeit, die sich um sie verbreitete. Doch hielt sie sich tapfrer, als ich zu hoffen gewagt hatte, und ihre leise

Verwirrung machte weder einen linkischen Eindruck noch den von Ziererei.

Vielleicht kommt mit der Schwierigkeit der Lage auch der Mut, der sie überwindet. Als nach Gottes gnädigem Ratschluss das Frühstück sein Ende erreicht hatte, war es vier Uhr; die Männer unternahmen einen Spaziergang in dem prächtigen Schlosspark oder sie sahen den im Sonntagsstaat ausgerückten Schönen von Puygarrig bei ihren Tänzen auf dem Rasenplatze zu. So brachten wir wieder einige Stunden hin. Inzwischen waren die Frauen um die Neuvermählte beschäftigt, die ihre Geschenke bewundern liess. Sie wechselte hierauf ihre Kleidung, und ich bemerkte, dass sie ihr schönes Haar mit einem Häubchen und einem Federhut bedeckte, denn die Frauen können nicht eilig genug die Tracht anlegen, die das Herkommen ihnen als Mädchen verbietet.

Es war fast acht Uhr, als man sich zur Rückkehr nach Ille anschickte. Zuletzt spielte sich noch ein feierlicher Auftritt ab. Die Tante des Fräuleins von Puygarrig, die an ihr Mutterstelle vertrat, eine hochbejahrte und sehr fromme Frau, sollte uns nicht nach der Stadt begleiten. Beim Ab-

schied hielt sie an die Nichte eine ergreifende Ansprache über ihre Pflichten als Gattin, und die Folge der Predigt waren ein wahrer Sturzbach von Tränen und nicht endenwollende Umarmungen. Herr von Peyrehorade verglich diese Trennung dem Raub der Sabinerinnen. Aber man kam doch endlich in Bewegung, und während der Heimfahrt war ein jeder beflissen, die junge Frau aufzuheitern, sie zum Lachen zu bringen. Freilich vergeblich.

In Ille erwartete uns das Abendessen, und was für eines! Wenn schon die plumpe Lustigkeit, die tagüber geherrscht hatte, mir peinlich gewesen war, so mussten die Zweideutigkeiten und Scherze, deren Zielscheibe jetzt das junge Ehepaar, zumal die Neuvermählte abzugeben hatten, mich nur noch mehr verstimmen.

Der junge Ehemann, der, ehe er sich zu Tisch setzte, sich für einen Augenblick entfernt hatte, war bleich und von einem eisigen Ernste. Er sprach unablässig dem alten Wein von Collioure zu, der fast so stark wie Branntwein ist. Ich war sein Tischnachbar und hielt mich für verpflichtet, ihn darauf aufmerksam zu machen:

— Geben Sie acht! Man sagt, der Wein . . .

Ich weiss nicht mehr, was für eine Albernheit ich vorbrachte, um mich auf der Höhe der Festgenossen zu erhalten.

Er stiess mich mit dem Knie an und flüsterte mir zu:

Wenn wir vom Tisch aufstehn, möchte ich Ihnen etwas sagen.

Mich befremdete der feierliche Ton. Ich fasste ihn scharf ins Auge und bemerkte eine seltsame Veränderung in seinen Zügen.

— Fühlen Sie sich unwohl? fragte ich ihn.

— Nein.

Und er fuhr im Trinken fort.

Mittlerweile war unter allgemeinem Geschrei und Händeklatschen ein Kind von elf Jahren unter den Tisch geschlüpft und zeigte nun den Teilnehmern am Mahle ein hübsches weiss und rosafarbnies Band, das es der Neuvermählten vom Knöchel gelöst hatte. Man nennt es das Strumpfband. Allsogleich ward es in Stücke geschnitten und an die jungen Leute verteilt, die damit ihr Knopfloch schmückten, ein alter Brauch, der sich in einigen der erbgessenen Familien erhalten hat. Es war für die junge Frau ein Anlass, bis ins Weisse der Augen zu erröten . . . Aber ihre Ver-

wirring erreichte den Höhepunkt, als Herr von Peyrehorade um Ruhe bat und einige katatonische Verse sang, die er als einen Einfall wollte gelten lassen.

Wenn ich den Sinn recht verstanden habe, war es dieser: Wie ist mir doch, Freunde? Seh ich doppelt? Macht das der Wein? Zweifach seh ich Venus hier . . .

Der Bräutigam wandte jählings den Kopf und mit einer so verstörten Miene, dass alles lachte.

Ja, fuhr Herr von Peyrehorade fort, unter meinem Dach sind ihrer zwei. Die eine hab ich in der Erde gefunden wie eine Trüffel, die andre ist vom Himmel herabgestiegen und hat soeben ihren Gürtel ausgeteilt.

Er hatte Strumpfbänder sagen wollen.

— Lieber Sohn, wähle die römische oder die katatonische Venus, je nach deinem Geschmack. Der Spitzbub nimmt die katatonische, und er hat das bessere Teil erwählt. Die römische ist schwarz, die katatonische weiss. Die römische ist kalt, die katalonische setzt alles, was ihr naht, in Flammen.

Dieser Abschluss hatte ein derartiges Beifallstosen und Klatschen, so unbändiges Gelächter

zur Folge, dass ich meinte, die Decke werde uns auf die Köpfe herabstürzen. Rings um die Tafel gab's nur drei ernste Gesichter: die des jungen Paares und meines. Mich schmerzte heftig der Kopf. Und eine Hochzeit macht mich, ich weiss nicht warum, immer traurig. Die heutige aber widerte mich ausserdem ein wenig an.

Die letzten mehr als schlüpfrigen Strophen hatte der Vertreter der Behörde abgesungen, man begab sich in den Salon, um Zeuge des Verschwindens der Braut zu sein, die nunmehr bald auf ihr Zimmer geführt werden sollte, denn es war nah an Mitternacht.

Herr Alphons zog mich in eine Fensternische und sagte mit weggewandten Augen:

Sie werden sich über mich lustig machen . . . Aber ich weiss nicht, was ich habe. . . . Ich bin behext, oder mich soll der Teufel holen.

Mein erster Gedanke war der, dass er sich von einem Missgeschick der Art bedroht glaubte, wie Montaigne und Frau von Sevigné ihrer Erwähnung tun: »Das Reich der Liebe ist reich an tragischen Geschichten . . . «

Ich hätte gedacht, sagte ich zu mir, dass nur geistvollen Leuten derlei Unfälle zustossen.

Sie haben zuviel vom Collioure getrunken, mein lieber Herr Alphons, sagte ich. Ich hatte es Ihnen vorher gesagt.

— Ja, vielleicht Aber es ist etwas viel Fürchterlicheres.

Seine Stimme war von Schluchzen unterbrochen. Ich hielt ihn für vollkommen betrunken.

— Sie wissen, was mit meinem Ringe war? fuhr er nach einem Stillschweigen fort.

— Nun, hat man ihn weggenommen?

— Nein.

— Also haben Sie ihn?

— Nein . . . Ich . . . ich habe ihn dieser verdammten Venus nicht abziehen können.

— Sie haben wohl nicht die gehörige Kraft angewendet

— O schon . . . Aber die Venus . . . Sie hat den Finger eingezogen.

Er sah mich an, starr, hohlwangig, er musste sich am Fensterriegel halten, um nicht umzufallen.

— Was Sie da fabeln! sagte ich. Sie haben den Ring zu fest aufgesteckt. Morgen werden Sie ihn mit einer Zange abnehmen. Aber verderben Sie dabei nicht die Statue.

— Nein, sag ich Ihnen. Der Finger der Venus ist eingebogen, gekrümmt, sie hat die Hand geballt, verstehen Sie mich. Sie ist meine Frau, ganz offenbar, ich habe ihr ja meinen Ring gegeben. Sie will ihn nicht zurückgeben.

Mich überlief ein plötzlicher Schauer, eine Gänsehaut überzog mich. Es war ein Augenblick. Denn ein tiefer Seufzer, den er ausstiess, trug mir einen so starken Weingeruch entgegen, dass die Erregung schwand.

— Der arme Teufel ist total betrunken, sagte ich mir.

— Sie sind Forscher, Herr, sagte der junge Gatte in einem kläglichen Tone. Sie kennen sich mit diesen Statuen aus; vielleicht gibt es da irgend eine Feder, irgend eine Teufelei, die ich nicht ahne. Wollen Sie sich's nicht ansehen?

— Sehr gern, sagte ich. Kommen Sie.

— Nein, es ist mir lieber, wenn Sie allein gehn.

Ich verliess den Salon. Während der Abendmahlzeit hatte das Wetter umgeschlagen, in Strömen setzte der Regen ein. Schon war ich im Begriff, einen Regenschirm zu verlangen, als eine Erwägung mich zurückhielt. Ich wäre doch ein Tropf, sagte ich mir, wenn ich jetzt daran ginge,

die Aussage eines Betrunkenen auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Vielleicht hat er mir gar einen Possen zu spielen beabsichtigt, um diesen guten Spiessbürgern Stoff zum Lachen zu verschaffen, und das Mindeste, das mir daraus erwächst, ist, dass ich bis auf die Knochen nass werde und mir einen tüchtigen Schnupfen hole.

Unter der Türe warf ich noch einen Blick zur Bildsäule, von der das Wasser troff, und stieg dann auf mein Zimmer, ohne in den Salon zurückzukehren.

Ich legte mich zu Bette. Aber der Schlaf liess lange auf sich warten. Alle Vorgänge des Tages zogen an meinem Geist vorüber. Ich dachte an dieses junge schöne reine Geschöpf, das einem rohen Trunkenbold ausgeliefert war. Wie hässlich ist doch so eine abgemachte Heirat! Der Bürgermeister gürtet sich den Bauch mit einer dreifarbigem Schärpe, der Geistliche legt die Stola um, und das anständigste Mädchen von der Welt ist dem Minotaurus überliefert. Zwei Wesen, die einander nicht lieben, was haben die einander zu sagen in dem Augenblick, den zwei Liebende mit ihrem Leben erkaufen würden? Kann eine Frau jemals einen Mann lieben, den sie ein einziges

Mal roh gesehen hat? Die ersten Eindrücke löschen nicht aus, und dieser Herr Alphons ist sicherlich ein hassenswürdiger Mensch.

Während meines Selbstgespräches, das ich hier nur im Auszug mitteile, hatte ich mannigfaches Hin- und Hergehen im Hause vernommen. Türen wurden geöffnet und geschlossen. Wagen fuhren ab. Dann war es mir vorgekommen, als hätte ich auf der Stiege die leichten Schritte mehrerer Frauen gehört, die sich an das meinem Zimmer entgegengesetzte Ende des Ganges begaben. Es war wohl das Gefolge der Braut gewesen, die man zu Bette geleitete. Sofort auch war man wieder die Treppe hinabgestiegen. Die Tür der Frau von Peyrehorade hatte sich geschlossen. Wie verwirrt, wie unwohl muss sich das arme Mädchen fühlen, dachte ich. Ich warf mich unmutig in meinem Bette herum. Ein Junggeselle spielt eine alberne Rolle in einem Hause, darin eine Ehe sich vollzieht.

Seit einiger Zeit herrschte Stille. Da ward sie von schweren Tritten unterbrochen, die die Treppe heraufkamen. Die hölzernen Stufen krachten gewaltig.

Der Tölpel! rief ich. Er wird noch auf der Treppe hinfallen.

Es ward wieder völlig still. Ich nahm ein Buch zur Hand, um meinen Gedanken eine andre Richtung zu geben. Es war eine Statistik der Provinz, der eine Abhandlung des Herrn von Peyrehorade über die Druidendenkmäler des Bezirks beigegeben war. Nach drei Seiten schlummerte ich ein.

Ich schlief schlecht und wachte mehrmals auf. Es mochte fünf Uhr morgens sein, und ich war seit mehr als zwanzig Minuten wach, als der Hahn krächte. Der Tag begann zu dämmern. Da hörte ich deutlich dieselben schweren Schritte, dasselbe Krachen der Stiege, das ich vor dem Einschlafen gehört hatte. Das erschien mir sonderbar. Ich versuchte unter Gähnen die Lösung des Rätsels, warum Herr Alphons sich so zeitig erheben mochte. Ich konnte mir nichts Wahrscheinliches vorstellen. Schon wollte ich wieder die Augen schliessen, als meine Aufmerksamkeit neuerdings rege gemacht wurde durch ein seltsames Stampfen, dem sich bald das Schrillen der Zimmerglocke und das Geräusch mit Dröhnen geöffneter Türen vermengte; endlich unterschied ich auch verworrene Schreie.

— Der Trunkenbold wird irgendwo einen Brand angerichtet haben, war mein Gedanke, als ich von meinem Bette hinabsprang.

Ich kleidete mich in aller Hast an und trat auf den Gang. Vom entgegengesetzten Ende kamen Geschrei und Wehklagen, und eine markerschütternde Stimme beherrschte die andern: Mein Sohn, mein Söhnt Ohne Zweifel war Herrn Alphons ein Unfall zugestossen.

Ich eilte zum Brautgemach. Es war von Menschen angefüllt. Was meinen Blicken zunächst sich aufdrängte, war der Körper des jungen Mannes, der, halb angekleidet, quer über dem Bette lag, dessen hölzernes Gestelle zerbrochen war. Er war leichenfahl, regungslos. An seiner Seite weinte und schrie seine Mutter. Herr von Peyrehorade war in Bewegung, er rieb ihm die Schläfen mit Kölnischwasser, hielt ihm Riechsalz unter die Nase. Umsonst: sein Sohn war längst nicht mehr am Leben.

Auf einer Ruhebänk am andern Ende des Zimmers befand sich die Neuvermählte. Krampfhaftes Zuckungen warfen ihren Körper hin und her. Sie stieß wortlose Schreie aus, und zwei kräftige Mägde hatten alle Mühe, sie zu halten.

— Um Gotteswillen, rief ich, was ist denn geschehen?

Ich näherte mich dem Bette und hob den Körper des unglückseligen jungen Mannes auf; er war schon steif und kalt. Seine aneinander gepressten Zähne und sein schwarz angelaufenes Antlitz drückten die entsetzlichsten Ängste aus. Man sah es nur allzu deutlich: sein Ende war gewaltsam, der Todeskampf fürchterlich gewesen. Trotzdem war keine Spur von Blut auf seinen Kleidern. Ich schob sein Hemd auseinander und sah auf seiner Brust einen bläulichen Eindruck, der sich nach den Seiten und dem Rücken zu fortsetzte. Man hätte sagen mögen, dass er in einem eisernen Reif wäre zusammengepresst worden. Mein Fuss trat auf einen harten Gegenstand, der auf dem Teppich lag; ich bückte mich und sah den Diamantring.

Ich bewog die Eltern, mir auf ihr Zimmer zu folgen, dann liess ich auch die junge Frau dahin tragen.

— Sie haben noch eine Tochter, sagte ich zu den beiden. Sie hat Anspruch auf Ihre Fürsorge.
— Dann liess ich sie allein.

Es schien mir nicht zweifelhaft, dass Herr Alphons einem Mordanschlag zum Opfer gefallen sei, dessen Urheber Mittel gefunden hatten, sich während der Nacht in das Brautzimmer einzuschleichen. Die Quetschungen auf der Brust in dessen und ihre ringförmige Ausdehnung setzten mich in nicht geringe Verlegenheit, denn ein Stock oder eine Eisenstange wären nicht imstande gewesen, sie hervorzubringen. Plötzlich fiel mir ein, dass in Valencia die gedungenen Meuchelmörder sich langer lederner Säcke, die sie mit feinem Sande füllen, zur Tötung ihrer Opfer bedienen. Allsogleich auch kamen mir der aragonesische Maultiertreiber und seine Drohung in Erinnerung. Immerhin wagte ich es kaum auszu-denken, dass er für eine leichte scherzhafte Kränkung eine so schreckliche Rache genommen haben sollte.

Ich ging ins Haus, suchte überall Spuren, die auf einen Einbruch deuten konnten, und fand nirgends welche. Ich stieg in den Garten hinab, um zu sehen, ob die Mörder sich von dieser Seite her hätten einschleichen können; aber ich fand kein sicheres Anzeichen. Übrigens hatte der Regen der Nacht den Boden derart aufgeweicht,

dass er kaum einen halbwegs deutlichen Eindruck hätte bewahren können. Trotzdem bemerkte ich einige tief ausgeprägte Schritte. Sie führten nach zwei einander entgegengesetzten Richtungen, verliefen aber auf derselben Linie, gingen vom Winkel jener Hecke aus, die sich an den Ballspielplatz schloss, und mündeten in die Haustüre. Das konnten die Schritte des jungen Mannes selbst sein, als er den Ring vom Finger der Statue zu holen gegangen war. Andererseits war die Hecke hier minder dicht als anderwärts, und dies konnte die Stelle sein, wo die Mörder darüber hinweggestiegen sein mochten. Indem ich so an der Bildsäule hin und wider schritt, hielt ich einen Augenblick an, um sie zu betrachten. Diesmal, gesteh ich's nur, war ich nicht imstande, ohne Bangen den boshaft schadenfrohen Ausdruck ihrer Züge auszuhalten, und den Kopf angefüllt mit den grässlichen Auftritten, deren Zeuge ich eben noch gewesen war, schien es mir, als schaute ich einen höllischen Dämon, der sich an dem Unglück, das dieses Haus betroffen hatte, weidete.

Ich begab mich wieder auf mein Zimmer und blieb dort bis Mittag. Dann verliess ich es und

erkundigte mich nach dem Befinden meiner Gastgeber. Sie waren um ein wenig ruhiger. Das Fräulein von Puygarrig, richtiger ausgedrückt die Witwe des Herrn Alphons von Peyrehorade, hatte das Bewusstsein wiedererlangt. Sie hatte sogar mit dem königlichen Prokurator aus Perpignan gesprochen, der sich auf einer amtlichen Rundreise gerade in Ille aufhielt. Der Beamte hatte ihre Aussage entgegengenommen. Er verlangte auch meine. Ich sagte ihm, was ich wusste, und verbarg ihm nicht meinen Verdacht gegen den aragonesischen Maultiertreiber. Er gab Auftrag, ihn sofort zu verhaften.

Haben Sie von Frau Alphons etwas erfahren? fragte ich den königlichen Prokurator, nachdem meine Aussage niedergeschrieben und unterzeichnet worden war.

Diese unglückselige junge Person hat den Verstand verloren, sagte er und lächelte traurig. Sie ist verrückt, vollkommen verrückt. Hören Sie, was sie angibt:

Sie war, sagt sie, schon einige Minuten zu Bette, die Bettvorhänge waren zugezogen, als sich die Türe des Gemaches öffnete und jemand eintrat. Sie lag, das Gesicht der Wand zugekehrt,

am innern Rande des Bettes. Überzeugt, dass es ihr Mann sei, rührte sie sich nicht. Einen Augenblick später kreischte das Bett, wie von einem ungeheuren Gewicht belastet. Sie war in grosser Angst, wagte aber nicht, den Kopf zu wenden. Fünf, zehn Minuten vielleicht . . . sie kann sich selbst davon keine Rechenschaft geben, vergingen so. Dann machte sie eine unwillkürliche Bewegung, oder die Person, die sich im Bette befand, machte eine, und sie spürte die Berührung von etwas, das kalt wie Eis war. Das sind ihre Ausdrücke. Sie drängte sich gegen die Wand, an allen Gliedern zitternd. Kurz darauf öffnete sich die Tür ein zweites Mal und jemand trat ein, der: Guten Abend, meine kleine Frau, sagte. Bald darauf wurden die Vorhänge auseinandergezogen. Sie hörte einen halberstickten Schrei. Die Person, die im Bett an ihrer Seite war, setzte sich auf und schien die Arme nach vorn auszustrecken. Da wandte sie den Kopf . . . und sah, sagt sie, ihren Gatten auf den Knien am Bette, das Haupt in der Höhe des Kopfkissens, zwischen den Armen einer Art von grünlichem Riesen, der ihn mit Macht umpresst hielt Sie sagt, und sie hat es mir zwanzigmal wiederholt, die arme Frau! . . . sie sagt, sie

hätte . . . — erraten Sie was erkannt — die erzene Venus, die Statue des Herrn von Peyrehorade. . . . Seit die im Land ist, träumt alle Welt von ihr. . . . Aber ich nehme die Erzählung der unglücklichen Irren wieder auf. Bei diesem Anblick verlor sie die Besinnung, und wahrscheinlich hatte sie da schon seit einigen Augenblicken den Verstand verloren. Sie kann durchaus nicht angeben, wie lange Zeit sie in der Ohnmacht gelegen haben mag. Zu sich gekommen, sah sie das Gespenst, oder wie sie immer sagt, die Statue wieder, unbeweglich, die Beine und den untern Teil des Körpers im Bett, Brust und Arme nach vorn ausgestreckt, und zwischen den Armen ihren Mann, regungslos. Ein Hahn krächte. Da erhob sich die Statue aus dem Bett, liess den Leichnam fallen und ging. Frau Alphons riss mit aller Macht am Glockenzug, und den Rest wissen Sie.

Man brachte den Spanier; er war ruhig und verteidigte sich mit grosser Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart. Übrigens stellte er die Verheissung nicht in Abrede, deren Zeuge ich gewesen war; aber er gab die Aufklärung, dass er damit nichts anders habe sagen wollen, als dass er am nächsten Morgen, ausgeruht, seinem Sieger

eine Partie würde abgewonnen haben. Ich erinnere mich, dass er hinzufügte:

Ein Arragonese, der sich beleidigt fühlt, wartet nicht den kommenden Tag ab, um sich zu rächen. Hätte ich angenommen, dass mich Herr Alphons habe beleidigen wollen, würde ich ihm auf der Stelle mein Messer in den Leib gerannt haben.

Man verglich seine Schuhe mit den Schrittspuren im Garten: seine Schuhe waren viel grösser.

Endlich versicherte der Gastwirt, bei dem der Mann wohnte, dass er die ganze Nacht damit zugebracht hätte, eines seiner Maultiere, das erkrankt war, abzureiben und ihm Heilmittel einzugeben.

Im übrigen war der Arragonese ein wohlbeleumundeter Mann, weit und breit bekannt im Land, das er alljährlich als Handelsmann bereiste. Er ward also unter Entschuldigungen entlassen.

Ich habe die Aussage eines Bedienten vergessen, der Herrn Alphons zuletzt lebend gesehen hatte. Das war im Augenblick gewesen, da er zu seiner Frau hinaufsteigen wollte. Er hatte den Menschen gerufen und ihn in sichtlicher Unruhe gefragt, ob er wisse, wo ich wäre. Der Bediente hatte geantwortet, dass er mich nicht gesehen

hätte. Da habe Herr Alphons einen Seufzer ausgestossen und mehr als eine Minute schweigend dagestanden, endlich gesagt: Ah, der Teufel hätte ihn auch geholt.

Ich fragte den Mann, ob Herr Alphons, als er mit ihm sprach, seinen Diamantring gehabt habe. Der Bediente zögerte mit der Antwort, endlich sagte er, er glaube es nicht, freilich habe er darauf nicht acht gegeben. Wenn er den Ring am Finger gehabt hätte, fügte er sich berichtigend gleich hinzu, würde ich es ohne Zweifel bemerkt haben, denn ich war im Glauben, dass er ihn der jungen gnädigen Frau gegeben hatte.

Indem ich mein Verhör mit dem Bedienten anstellte, empfand ich etwas von dem abergläubischen Schrecken, den die Aussage der jungen Frau im ganzen Hause verbreitet hatte. Der königliche Prokurator sah mich lächelnd an, und ich hütete mich wohl, mich da näher einzulassen.

Wenige Stunden nach dem Begräbnis des Herrn Alphons machte ich mich zur Abreise fertig. Der Wagen des Herrn von Peyrehorade sollte mich nach Perpignan bringen. Seines schwachen Zustandes ungeachtet wollte mich der bedauerenswerte alte Mann bis an die Pforte seines Gar-

tens begleiten. Wir durchschritten ihn schweigend, er, der sich auf meinen Arm stützte, schleppte sich kaum weiter. Im Augenblick, da wir uns trennen sollten, warf ich einen letzten Blick auf die Venus. Ich nahm an, dass mein Gastgeber, obwohl er keineswegs die Gefühle des Schreckens und Hasses teilte, die die Statue einem Teil seiner Familie einflösste, sich gern eines Gegenstandes entledigen würde, der ihn unaufhörlich an das entsetzliche Unglück gemahnen musste. Ich hatte die Absicht, ihm nahezu legen, dass er sie einem Museum widmete. Ich überlegte, wie ich davon anfangen sollte, da wandte Herr von Peyrehorade den Kopf nach der Richtung, wohin er mich starren sah. Er erblickte die Statue und brach sogleich in Tränen aus. Ich umarmte ihn, und ohne ihm ein einziges Wort gesagt zu haben — ich wagte es nicht —, stieg ich in den Wagen.

Seit meiner Abreise habe ich nicht vernommen, dass irgend ein Umstand Licht auf jenes geheimnisvolle Ereignis geworfen hätte.

Herr von Peyrehorade starb einige Monate nach seinem Sohne. In seinem Testament hat er mir seine Aufzeichnungen vermacht. Vielleicht

werde ich sie eines Tages veröffentlichen. Ich habe darunter vergeblich nach dem Aufsatz über die Inschriften an der Venusstatue gesucht.

P. S. Mein Freund M. v. P. schreibt mir soeben aus Perpignan, dass die Statue nicht mehr vorhanden ist. Nach dem Tod ihres Mannes war es die erste Sorge der Frau von Peyrehorade, daraus eine Glocke giessen zu lassen, und in dieser neuen Gestalt wird sie in der Kirche von Ille verwendet. Es scheint, fügt M. v. P. hinzu, als ob ein Unstern die verfolge, die das Erz besitzen. Seit die Glocke in Ille läutet, sind dort schon zweimal die Weinstöcke erfroren.